

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

und

M o d e.

Sonnabend, den 9. May 1835.

56

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Blatternarben.

Ein Nachstück.

O, in diesem wildverwachsenen Leben ist kein Schritt, sogar in den blühenden Lustgängen, ganz sicher, und mitten in der Fülle dieses Kunstgartens erwartet dich ein fremder, finstlicher Giftbaum und hauchet kalte Gifte in das Leben.

Seon Paul.

Ein stiller häuslicher Friede lag wie eine Frühlingssonne über den glücklichen Tagen des Gesandtschaftssecretärs Theobald von Wernfeld. Ihm war der große Wurf gelungen eines der schönsten, liebevollsten Wesen sein nennen zu dürfen; und er war doppelt glücklich, da der bezaubernde Körperreiz Eleonorens der Schönheit ihrer Seele die Wage hielt. In unsäglicher Wonne verfloß ihnen das erste Jahr der Ehe, als ein Pfand der Liebe ihrem Bunde die schönste Weihe gab. Ihr Glück hatte nun keine Grenzen mehr, aber die Sonne dieses Glückes ging unter, und mit ihr der ganze Frühling ihres Lebens. Ein rauher Nord wehte in diesen milden Frühling hinein und brachte auf seinen Flügeln Unheil und Verderben mit.

Der Gesandtschaftssecretär erhielt nemlich vom Ministerium Befehl, sich bereit zu halten, zur Gesandtschaft nach Marokko abzugehen. Dieser Befehl traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das Wort Trennung durchschüttelte auf einmal und zum ersten Male seinen Busen, und er fühlte es an seinem eigenen Schmerze, wie die Schreckenskunde das lieberfüllte Herz seines schönen lieben Weibes zerspalten würde. Dieser Gedanke aber ließ ihn seinen eigenen Schmerz bekämpfen, und nur daran denken, wie er Eleonore auf das Bedorfsende vorbereiten, wie er sie mit demselben bekannt machen, wie er ihr Trost in seiner Abwesenheit geben könne.

Nachdem er die nöthigen Einrichtungen in der Stille getroffen, und hin und wieder, halb im Scherz halb im Ernste, etwas von seiner Reise hatte fallen lassen, trat er eines Abends in Eleonorens Cabinet mit aller Fassung, die der stille Gram ihm nur erlaubte, und kündigte ihr, zwar mit gepreßtem Herzen, aber mit Ruhe und Festigkeit, seine morgige Reise an.

Eleonore sah ihn schalkhaft an und drohte ihm mit dem Finger. „Weißt du nicht mehr,“ sagte sie, „was im Namenbüchlein steht? Einem Lügner glaubt man nicht! Wie oft sprachst du mir schon von deiner Reise! Und wohin ging stets dieselbe? in dein Bureau, in dein Ministerialbureau.“

„Meine Reise ist jetzt bestimmt,“ entgegnete Theobald, „und weit; ach, und wer weiß auf wie lange!“

„O geh nur, Schalk,“ fuhr Eleonore scherzend fort, „erschrecke mich nicht mit deinem diplomatischen Ernst; den hebe dir für die marokkanische Majestät auf, wenn du einmal vor ihr erscheinen solltest. Aber warum hast du mich auch so oft zum Besten gehalten, daß ich dir jetzt gar nichts mehr glauben kann? Und,“ fügte sie ernster hinzu, „kannst du denn von mir scheiden?“

„Frag mich nicht weiter,“ sprach Theobald, „sieh, mein Auge spricht mehr, als mein Mund dir sagen kann.“

Zitternd blieb die liebende Gattin stehen. „Du willst scheiden,“ kispelte sie mit bebender Stimme, „willst mich verlassen! Gott im Himmel! und ich weiß noch gar nicht, wie man allein ist, was das heißt, das Auge öffnen ohne Hoffnung das Theuerste zu sehen, das eins mit unserem Leben ist. Nein, nein, du scheidest nicht, kannst mich so nicht lassen, daß ich in mir selbst ersterbe.“

„Liebes, theures Weib,“ erwiderte Theobald warm, „glaube nicht, weil ich ruhig bin, ich fühle deine, fühle meine Qual nicht. Längst habe ich gekämpft, still, tief in mir, um nicht unmännlich vor dir zu erscheinen. Was es mich gekostet, weißt du nicht, kannst es, darfst es nicht wissen; aber sieh mich an, und handle wie ich.“

„O Gott,“ sprach Eleonore bewegt, „so sage mir nur erst, wie ich's anfangs, das Wort zu fassen, um seine Bedeutung dann zu fühlen. Dein Auge ist voll Thränen, und du bist ein Mann und weinst schwer; und doch sagst du, daß dein Kampf schon vorüber ist! O lieber, guter, theurer Theobald! wie verstehst du denn das Scheiden? ich fasse das Wort ja gar nicht; wie, wie wird's denn da seyn?“

Diesem heftigen Ausbruche des Gefühls setzte Theobald die ruhigen, aber mit Innigkeit gesprochenen Worte entgegen: „Du siehst mich heute noch, meine theure Eleonore, dann lange nicht; und die Erinnerung muß dich trösten und die Hoffnung dich erheben: wir sehen uns ja wieder!“

Hier trat eine lange Stille ein, während welcher Eleonore in Gedanken verloren schien, dann sprach sie mit leiser, zitternder Stimme: „Eine leise Ahnung taucht auf in meiner Seele, es regt ein tiefer Schmerz sich im Innersten meines Herzens, der mich jetzt schon erbeben macht. Ein solcher Tag zog eben in meinen Gedanken vorüber, und meine halbe Seele nahm er mit sich. — Nein, nein, nein!“ fuhr sie auf einmal auf, „du darfst nicht gehen, ich lasse dich nicht gehen, es koste was es wolle!“

Theobald blieb erschüttert stehen, faßte sich aber nach einer Pause und sprach mit sehr mildem Tone: „Liebe Eleonore, und wenn der Tod in meine Kammer tritt und zu mir spricht: scheide! wirfst du mich dann auch nicht lassen?“

„Wenn der Tod kommt,“ erwiderte Eleonore, und Thränen unterdrückten ihre Stimme, „wenn der kommt, ach, der kommt ja dann auch über mich. Und dem können wir ja nicht wehren — aber dem Willen kann man wehren. Ich sollte dich in der Ferne wissen und hier ruhig seyn, fremde Menschen um dich

wissen und ruhig seyn; dein Leben dem Meere, einem fremden Klima preisgegeben, und ich ruhig seyn? Nein, nein; eher fordere, daß ich wie eine Wüsthende den Spuren deiner Tritte folge selbst in die wildeste Wüste, als hier in der glücklichsten Umgebung unter lauter Freuden — den Tod zu finden!“

„Du wirst nicht sterben,“ entgegnete der erschütterte Mann, indem er das inniggeliebte Weib liebevoll an sich drückte, „du wirst nicht sterben, und ich sterbe auch nicht. O still, sey nur stille. Mäßige dein Gefühl, denke nur an die herbe Nothwendigkeit; denk an meine Schmerzen und der deinige wird dir minder herbe. Weine nicht. Erschwere dir und mir die Stunden nicht. Wüthest du, wie jede deiner Thränen mir brennend auf die Seele fällt, wie du meinen ganzen Muth erschütterst und meine Fassung, du würdest aus Schonung für mich anders seyn, wenn du für dich nun einmal keine haben willst.“

Diese, aus dem Innersten der Seele gestossenen Worte, verfehlten ihre Wirkung nicht. *Eleonore* wurde nach und nach ruhiger und stiller, und wich endlich der Nothwendigkeit. Ihr Gemahl tröstete sie aufs liebevollste, unterrichtete sie von allem, was er gethan, um seine Abwesenheit ihr minder fühlbar zu machen, wie diese Trennung ihre Liebe nur erhöhen, ihr Wiedersehen verschönern, und ihren Bund gleichsam erneuern werde. *Eleonore* sagte zu allen diesem nichts mehr, höchstens ein: „ja, ja, du hast Recht, so wird's gut seyn,“ und ergab sich still in ihr Geschick.

Die ganze Nacht wurden nun die letzten Anstalten zur Reise gemacht. *Keines* sprach ein Wort, und doch blutete beyden das Herz. Ein trüber Morgen brach an, so trüb wie die Gemüther der Gatten — da hörte man schon von weitem den Postillon blasen, und in wenigen Augenblicken stand der Wagen vor der Thüre. Da brach *Eleonore's* Herz und sie fiel ihrem Manne laut weinend in die Arme. Heiße Küsse wurden gewechselt, ein heißes Lebewohl gesagt. *Theobald* wand sich weinend aus ihren Armen, küßte und umarmte sie von Neuem, drückte dann noch einen leisen Kuß auf die Stirne des schlummernden Kindes, empfahl es der liebenden Mutter — und hell blies der Postillon und knallte mit der Peitsche, als wollte er den Schmerz beyder übertäuben, und *Theobald* entchwand bald den sehrenden Blicken des liebenden Weibes.

In stiller Trauer verfloßen so einige Monate. *Eleonore*, die anfangs ganz vernichtet schien, fand Trost an ihrem Kinde und an *Theobald's* Briefen, die das Feuer des Jünglings und die Innigkeit des Gatten athmeten. Sie beschäftigte sich nunmehr mit dem Gedanken seiner Wiederkunft, malte sich lebhaft die Scenen des Wiedersehens und des erneuerten Glückes, und sann auf Überraschungen aller Art. *Theobald* ließ sogar in einem seiner Briefe die Möglichkeit einer nahen Rückkunft durchblicken, und wer war glücklicher als *Eleonore*! Sie lebte von Neuem auf. Sie verdoppelte ihren Fleiß an den schönen Arbeiten, die sie dem geliebten Manne zugedacht, und konnte im Jubel den Tag ihres neuen Glückes kaum erwarten. Aber zu früh war ihre Freude, und sie durfte wie im Traume nur glücklich seyn, denn ein heftiges Fieber warf sie auf's Bett.

Der Arzt wurde geholt, und es zeigte sich bald, daß *Eleonore* von den natürlichen Blattern befallen sey. Ein Vorurtheil ihrer Mutter hatte die Im-

pfung in der Jugend nicht zugelassen, und dieß mußte *Leonore* büßen, büßen auf das schrecklichste, denn die Blattern waren von der heftigsten und gefährlichsten Art. Der Arzt wandte alle Sorgfalt vergebens an, das Gift bemächtigte sich der edelsten Gesichtstheile, eines der schönen seelenvollen Augen war sein erstes Opfer, und nur mit Mühe gelang es der Kunst das andere zu retten.

Leonore erholte sich nur langsam und schwer, oder vielmehr sie erholte sich nie wieder, denn ach! ihr schönes, mildes, engelgleiches Angesicht wurde in ein Schreckgesicht verwandelt. Die Blattern hatten mild ihre Züge zerrissen, und ihre Spuren in großen dichten Massen zurückgelassen. Ein blickendes Auge blieb ihr, um das andere, ausgelöschte zu sehen, die Ruinen zu sehen, die von ihrer allbewunderten Schönheit ihr geliebt. Sie schauderte mit Entsetzen vom Spiegel zurück, als sie ihr Bild darin erblickte — und von diesem Augenblicke an fiel der Schlagschatten dieses Bildes düster auf ihre Seele, auf ihr ganzes Leben. Der Gedanke, vor ihrem Gatten, vor ihrem unaussprechlich geliebten *Theobald* so zu erscheinen, brannte wie ein zehrend Feuer in ihrem Gehirn, und der noch schrecklichere Gedanke, daß *Theobald* sie so nicht mehr lieben könne, zehrte vollends ihre Lebenskräfte auf. Ein schleichendes Fieber war die Folge dieser Qualen. Sie hatte weder Ruhe noch Raft, keine heitere Minute mehr. Alle Spiegel ließ sie aus ihrem Zimmer entfernen, ihr eigenes Bild, das in der ganzen Pracht ihrer vorigen Schönheit neben dem ihres Gemahls hing, ließ sie verbrennen, um so alle Spuren eines Glückes zu vertilgen, das in seiner schönen Vergangenheit nur Marter für sie trug. Der Gedanke an die täglich erwartete Rückkunft ihres *Theobald*, statt sie wie sonst mit Entzücken zu erfüllen, erfüllte sie jetzt nur mit unsäglichem Qual, ja selbst der Anblick ihres lieben, schönen, kleinen Engels, war ihr ein Stachel im Herzen. Und dennoch hing ihre ganze Seele, ihr ganzes Leben an *Theobald*, an ihrem Kinde! Wie hätte sie sonst diese unsausprechliche Qual ertragen können! Nur vor dem ersten Wiedersehen bangte ihr; denn *Theobald* wußte wohl, daß sie gefährlich krank war, aber nicht woran. Sie wollte ihn durchaus nicht davon benachrichtigt wissen, um, wie sie sagte, seine Liebe ungeschmäleret in der Ferne wenigstens zu besitzen. Er soll das Unglück, wiederholte sie oft, auf einmal und ganz erfahren; er soll nicht Zeit zu überlegen haben, ob sein Herz mich noch lieben kann, er soll gleich entscheiden und mein Urtheil sprechen, obgleich ich weiß, daß ich schuldlos bin und ihn mehr als mein Leben liebe.

So erschien der Tag der Ankunft. Mit pochendem Herzen horchte *Leonore* jedem Läuten der Glocke, jedem Öffnen der Thüre. Zimmer und Säle waren geschmückt, alle Überraschungen bereitet, sie und das Kind festlich angezogen. Eine unbeschreibliche Wehmuth lag auf dem unkenntlichen Gesichte, und das Eine, leuchtende Auge erglänzte heller vom feuchten Strahl einer schwimmenden Thräne. Sie war ganz in ihr Schicksal ergeben; sie fühlte, daß es mit ihrem Erdenglück aus sey, aber sie sah es als eine höhere Fügung an.

Da riß es plötzlich heftig an der Glocke — und *Theobald* stand im Zimmer. Seine Blicke suchten hastig *Leonore*, während sie ihm doch entgegen ging; aber er erkannte sie nicht. — „Mein *Theobald!*“ sagte *Leonore* ergriffen, aber ruhig, „so stehst du dein Weib wieder!“ — Ein Schrey des Schreckens entfuhr *Theobald*, als er den altgewohnten, süßen Silber-

Klang der Stimme hörte, und diesen Anblick sah. Ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen und er war keines Wortes fähig. Aber selbst nach diesem ersten und heftigen Ergüsse des Schmerzes mußte er stets von Neuem zu weinen anfangen, so oft er das zerstörte Himmelsbild ansah.

(Der Schluß folgt.)

Nähe der Fernen.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe,
Zwar aufgegeben, doch vergessen nicht;
Wie Wunsch und Hoffnung wechselnd auch vergehe,
Erinn'ung bleibt ein liebliches Gedicht.
Mit jedem Jahr, mit jedem neuen Lenze
Sich' ich dieselben Rosen wieder blühn,
Und immer klag ich um die welken Kränze
Und immer seh' ich frische wieder blühn.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe,
Vertraulich angeschmiegt wie Luft und Licht;
Wo hin den Blick ich freudensuchend drehe,
Da lächelt mir dein holdes Angesicht;
Es tröstet, wenn ich trauernd wo verweile,
Verklärt sich, wenn mich Heiterkeit umspielt,
Es ist kein Schmerz, den ich mit dir nicht theile,
Und keine Lust, die du nicht mitgeföhlt.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe;
Du bist der Stern, der durch die Wolken bricht,
Und wie es dunkle, wie es schneidend wehe,
Von einem blauen Himmel zu mir spricht,
Und viel willkommne Balsamkränze schlägen
Durch Nacht und Sturm an mein betäubtes Ohr.
Wie wenn aus jenen ewig hellen Tagen
Sich eine Nachtigall zu mir verlor.

Du bist mir fern und doch in meiner Nähe;
Die Neigung bindet, scheidet auch die Pflicht;
Es ist dein Bild, das ich entzückt erspähe,
Wenn mir ein Traum noch späte Kränze flieht.
Dann fühl' ich deine weichen Hände liegen
Auf meinem Blick, der lange dich vermisst,
Und lausche still mit leisen Athemzügen,
Wie du mich fragst: Erathe, wer es ist?

Jos. Emanuel Hilcher.

Landschaftliche Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München.

ausgeführt nach eigenen Studien von Kottmann.

Sie reihen sich den historischen Fresken, welche bereits seit mehreren Jahren einen Theil besagter Arkaden schmücken, unmittelbar an und bilden zugleich, in Betracht ihres Inhalts, eine Gallerie für sich, bestehend aus 28 Bildern. Obgleich sämtliche Darstellungen den Charakter des Landschaftlichen an sich tragen, so behauptet sich derselbe doch nicht durchgehends mit gleichartiger Entschiedenheit, sondern wird, je nachdem es der Sinn der Aufgabe verlangte, von besondern Zwecken und Bedingungen mannigfaltig abgeändert. Hier tritt die Natur mit dem ganzen Nachhall ihrer Größe und Gediegenheit hervor, bald in mächtigen Felsentagern, bald in weiten Gebirgszügen, vor denen die Werke der Menschenhand in eine bescheidene Entfernung zurückweichen; dort liegen Erde und Wasser, letzteres als See oder Meer, in reizenden Umarmungen ausgebreitet und bezeugen unter den theilnehmenden Augen des Himmels den Frieden, zuweilen auch wohl den aufgeregten Zustand ihrer Gemeinschaft; anderwärts breiten sich zwischen einer bedeutenderen oder geringeren Umgrenzung Gegen-

Zu Nr. 56.

den und Städte aus, gelegentlich vermisch mit den Wohnsitz der Fabelwelt, in deren Schooße Natur, Erinnerung und Einbildungskraft um den Vorzug streiten, das Treiben der Geselligkeit nach Umständen lebhafter hervorblüht, manchmal zum Vortheil des Eindrucks auch gänzlich verschwindet; endlich zeigen am Ausgange des Coelus verschiedene Bauwerke der Vorwelt ihre zermalnten und verwitterten Glieder, während die Ode rings umher den Eindruck stiller, Huldigung oder Trauer ausdrückt. Italien aber, welches seine Dichter vorzugsweise das schöne Land nennen, hat zu gewärtigen Fresken vom Norden bis zum Süden seiner Ausdehnung den Stoff geliefert. Demnach erscheinen die 28 Bilder in folgender Ordnung: Trient, die Veroneser Klause, Florenz, Perugia, Nequa Acetosa, Rom, Ruinen Roms, Campagna di Roma, Monte Cavo, Lago di Nemi, Tivoli, Monte Serone, Terracina, Lago averno, Golf von Baiä, Insel Ischia, Palermo, Selinunt, Girgenti, der Tempel der Juno Lucina in Girgenti, der Atna, das Theater von Terracina (Taormina), die Cyclopienfelsen, Syrakus, Messina, Reggio, Scilla und Charybdis, Cephalu. Die ausgesuchte Abwechslung der Gegenstände, ihr hervorragender Werth, der sich im Sinne des Zusammenhangs so viel als möglich auf derselben Linie erhält, wovon man die mutmaßlichen Bestimmungsgründe der Auswahl näher erwägt, die freye Würdigung aller Forderungen, die dabey im Namen der Natur, des Alterthums, der spätern Zeiten, ja selbst der deutschen Nationalität laut wurden und jede in ihrer Art Beachtung gefunden haben, sind nicht minder Zeichen von einer vertrauten Kenntniß Italiens, als Beweise eines umfassenden Gesamacks. Jedes Bild ist mit einer poetischen Überschrift versehen und diese in der Form eines Distichons abgefaßt. Häufig gehen diese Devisen näher auf die Schilderung der Örtlichkeit ein, setzen dieselbe in ein materisches Licht, welches dem Künstler bey der Ausführung mehrmals zu einem glücklichen Augenmerk gedient hat, zuweilen schaiten sie freyer mit der Empfindung, überlassen sich auch wohl einer Reflexion, z. B. mit Anwendung auf den Atna:

Alles veränderte sich, es verschwanden die blühendsten Völker,
Aber der alte Cyclop schmiedet beständig doch fort.

Einem eifertigen Beobachter kann es anfänglich vorkommen, als seyen die landschaftlichen Fresken in mancher Beziehung nicht ganz an der rechten Stelle; sie sehen indessen, wie der Nachdenkende leicht findet, nicht nur gegen ihre historische Nachbarschaft, sondern auch gegen ihre fernere Umgebung in einem sehr natürlichen und wünschenswerthen Verhältnisse. Zuwörderst grenzen sie schon deshalb mit gutem Grunde der Halle der bairischen Geschichte an, weil die Ereignisse der letzteren, besonders in Verbindung mit den allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands, im Herzen von Oberitalien bis nach Rom hin, durch Heereszüge, Waffenthaten, den Geist des Glaubens, der Künste, Wissenschaften, Geschäfte und Parteyen vielfältig bestimmt worden sind. Dafür spricht denn auch augenscheinlich, gleich von vornherein, die überlegte Folge der landschaftlichen Fresken. Früher eröffnete Genua mit seinem Leuchthurm die Reihe; an dessen Stelle ist späterhin durch eine wesentliche Verbesserung Trient getreten, jedenfalls für den Zweck, die geschichtliche Berührung zwischen Baiern und Oberitalien, namentlich die alte Straße des gegenseitigen Völkerverkehrs, deutlicher hervorzuheben. Einen zweyten, noch stärkeren Beleg derselben Absicht liefert die Veroneser Klause, wo der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach durch seinen Heldenmuth die Rettung und Rückkehr des deutschen Heeres unter dem Kaiser Friedrich Barbarossa glorreich entschied. Von einer andern Seite stimmen die landschaftlichen Fresken gleichfalls mit der Nähe des englischen Parks anmuthig zusammen, dienen ihm gleichsam zu einem Vorhofe, wo die Betrachtung sich mit Lust und Leichtigkeit nach dem Garten Italiens hinüberträumen kann, um dann einige Schritte weiter unter den Reizen deutscher Natur zu erwachen, und so die verschiedenen Eindrücke der Länder, Zeiten und Sitten in einer schrankenlosen Vorstellung zu verschmelzen.

Während eines längeren Aufenthaltes in Italien hatte der Künstler an Ort und Stelle vielfache Studien gemacht, deren Ertrag zum Theil in einzelnen Ögemälden vorliegt, ungleich vollständiger aber in gegenwärtigen Fresken zum Vorschein gekommen ist. Unser Meister verfolgt jetzt in Griechenland eine ähnliche Bestimmung; ist er von diesem zweyten Eroberungszuge zurückgekehrt, was vielleicht bald geschehen dürfte, denn er gehört zu den thatfertigen Talenten, die gleich dem Magnete desto wirksamer werden, je mehr sie zu tragen haben, so wird die Ausbeute seiner Reise abermals den Arkaden zu Gute kommen, und daselbst neben den italienischen Landschaften durch ihn eine Folge griechischer entstehen, deren Bedeutung und Zweckmäßigkeit in solcher Verbindung von selbst einleuchtet. Wenn nun noch hinzugefügt wird, daß Se. Majestät

hat König Ludwig im eigentlichen Sinne als Urheber der ganzen Unternehmung betrachtet werden muß, daß er nicht bloß die Auswahl der Gegenstände getroffen, sondern auch mittelbar durch die vorerwähnten Devisen, nicht minder durch fortgesetzte Aufmerksamkeit zur Ausführung beygetragen hat, daß eben derselbe es war, der den Künstler durch Anerkennung, Aufträge, am meisten aber durch die Sendungen nach Italien und Griechenland in seiner höheren Entwicklung förderte und in letzter Beziehung fortwährend begünstigt; so ist durch die Wahrheit der aufgezählten Thatsachen ungefähr das Verdienst bezeichnet, welches bey dieser Veranlassung dem Schutzherrn der bairischen Kunst ausschließend gebührt. Noch ist zu bemerken, daß die in Rede stehende Arbeit 1830 begonnen und 1833 vollendet worden ist, unstreitig in einem kurzen Zeitraume, da sämtliche Bilder aus einer und derselben Hand hervorgegangen sind und dabey der Stillstand des Malens während der Wintermonate in Abzug gestellt werden muß.

Nachdem die äußerlichen und geschichtlichen Verhältnisse des Gegenstandes angegeben worden sind, fordert er selbst zu einer nähern Würdigung auf. Gehen wir dabey schrittweise von dem Allgemeinen zum Besondern über, indem wir die Vorfahrungsweise des Künstlers zuerst in einigen Grundzügen auffassen. Vor allen Dingen hat er sich bemüht, so weit die jedesmalige Aufgabe es verstattete, den Gestalten der Dinge bey allem Wechsel irgend eine bestimmte Hauptseite abzugewinnen, die es ihm möglich machte, das Wesentliche zweckmäßig zusammenzuhaltend und mit einem durchgreifenden Nachdruck herauszustellen. Seine Lösung ist die Totalwirkung, nach ihr sucht er Wahl und Gebrauch der Kunstmittel zu berechnen, Ziel und Maß der Unterordnung zu bestimmen; und glaubt er seines Erfolges überhaupt sicher zu seyn, so scheut er sich auch nicht, von Zeit zu Zeit gewisse Nebendinge mit fliegendem Pinsel abzufertigen; ja es will sogar scheinen, als gehe er darin etwas zu weit, nicht aus Gleichgültigkeit gegen das Geringere, sondern nach einer festgewordenen Maxime. Man glaubt an diese um so lieber, je mehr sich in dem befolgten Systeme der Hauptwirkungen ein reifer Verstand ankündigt, der nach Grundsätzen handelt. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, denselben auf seinem Wege zu begleiten, ihn nach verschiedenen Richtungen mit sich selbst zu vergleichen, in seine Absichten einzudringen, den Geist seiner Methode unter abweichenden Umständen zu beobachten, ihre steigenden und, wo es seyn muß, auch ihre schwächern Ergebnisse zu überschauen. Die landschaftlichen Fresken sind für ihn selbst, wie ihr Anblick unwiderleglich zeigt, eine Schule fortschreitender Bildung gewesen; sie bleiben in dieser Beziehung auch für den Beschauer lehrreich. Wer sich z. B. noch des beseitigten Genua erinnert und mit dessen Vorstellung das dagegen eingetauschte Trient zusammenhält, kann über den reinen Gewinn keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Wie öffnen sich nun die Eingangspforten zu Italien ganz anders, heller, freundiger, volksmäßiger belebt und zugleich in Anklängen einer Gebirgsnatur, die laut das Größere verkündigt, was ihnen nachfolgt! So sieht eine wahre, wesentliche Initiative aus.

Die Beschaffenheit der verschiedenartigen Gegenstände bedingte nothwendig in Absicht auf Höhe und Einheit der Darstellung eine gewisse Abstufung, nach der letztern mußte sich dann auch der Charakter des Wesentlichen richten und daher nach Umständen von der sonstigen Größe und Gewalt seiner Bestimmungen um ein Merkliches nachlassen. Es war davon schon früher die Rede; jezt kommt es darauf an, wem es gelingen will, jene Verschiedenheit zu Gunsten des Künstlers zu rechtfertigen. Allerdings nähern sich einige Darstellungen dem Prospectartigen, obwohl sie sich weit über die gewöhnliche Bodenmalerey erheben. Zuweilen ragt auch das Architectonische auf dem Grunde des Landschaftlichen mit ausnehmenden Ansprüchen hervor. Offenbar handelte es sich aber nicht darum, die vollkommene Reinheit und Kraft des Landschaftlichen durchgehends ungetheilt zu bewahren, sondern eine Gesamtvorstellung des Wirklichen hervorzurufen, worin Italien unter einer Menge abwechselnder und vermischter Gestaltungen als ein lebendiges Ganzes, als eine Welt für sich erscheinen sollte. So mag auch der Künstler die Sache angesehen haben; wo er sich nach Maßgabe des Vorwurfs in engern Schranken bewegte und außerhalb des Landschaftlichen in eine vorgeschriebene Nebenrichtung werfen mußte, da hat er deshalb seinem Streben nach wesentlicher Wirksamkeit keineswegs entsagt, nur ist er nicht überall in demselben Grade glücklich gewesen. Die Ansicht einer Stadt, vorzüglich einer bedeutenden, deren Name die Erwartungen des Beschauers spannt, mit ihrer landschaftlichen Einfassung angemessen zu verbinden, ohne dabey weder zu viel noch zu wenig zu thun, ist schon an und für sich ein schweres Geschäft, und mußte es dadurch noch mehr werden, daß der

Künstler in dem Raume der Rechtecke, die er füllen sollte, nach Verhältniß ihrer Höhe nur über eine geringe Breite verfügen konnte.

Dem Gebote der Wirklichkeit ist er auch in der Art und Weise treu geblieben, wie er die Wahrheit des Gegebenen und den Antheil der Poesie neben und durch einander geschügt hat, so nemlich, daß jene durchaus als Gesetzgeberin vorangeht, diese ihr dagegen als gefällige Dienerin nachfolgt. Es gibt eine Prosa, die ihren Gegenstand so lebhaft, richtig und erschöpfend schildert, daß sie dadurch ganz ungesucht und auf dem geradesten Wege mit der Poesie in Berührung tritt, wie dies allein schon aus dem Vortrage der großen Geschichtschreiber erhellt. In einem ähnlichen Sinne kann auch der Landschaftler, ohne auf freye Verschönerungen auszugehen, der Natur einen poetischen Reiz abgewinnen und er wird um so sicherer dahingelangen, je mehr er ihren unverfälschten Inhalt hervorzuheben weiß. So ist unser Künstler unverkennbar bei jenen Landschaften zu Werke gegangen, die das Leben und den Zusammenhang der Natur in einem ausgedehnteren Umfange aufschließen, gleichsam von einem bestimmten Punkte aus allgemeine Ansichten derselben liefern. Sie gehören unwidersprechlich zu den schönsten Bildern und verdanken ihre Vorzüge hauptsächlich dem Talent, die weit verbreiteten Schätze der Erscheinungen rein aufzufinden, und eben so wiederzugeben. Wo die Beschaffenheit der Aufgabe jenem Verfahren, das eine Hauptstärke Kottmanns ausmacht, Beschränkungen auferlegte, da hat er mehrmals sein Kunstgefühl in glücklich eingelegten Stimmungen ausgesprochen, die mit dem näher und enger bedingten Ziele der Darstellung in einer gemüthlichen Verwandtschaft stehen. In dieser Hinsicht ist vornehmlich die Beleuchtung öfters mit Geschick und Vortheil angewendet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste slawische Literatur.

(S k l u f.)

Serbische und illyrische Literatur, die unter allen ihren Schwestern jüngste Tochter Slawiens, hat in neuester Zeit dem Beobachter ihres Aufstehens viel Erfreuliches geboten. Wul Stefanović Karadžić, Davidović, Mitutinović, Pavlović, Popović, Petrović u. v. a. haben in der serbischen Literatur unvergleichlich mehr als ihre illyrischen Genossen: Croaten, Slavonier, Dalmatiner ic. geleistet. Obschon die Croaten jetzt schon aufhören Croaten — zu seyn, an Cultur und Liebe zu ihrer Sprache und Literatur aber den übrigen Slaven gleichkommen, so befindet sich dennoch deren ganze Literatur noch in der Kindheit.

Ganz anders sieht es in der Literatur und den sonstigen Verhältnissen der Serbier aus. — Die Matica serbska, eine mit bedeutendem Fond ausgestattete Anstalt zur Herausgabe guter serbischer Bücher, läßt jährlich eine gewisse Anzahl mit strenger Auswahl gewählter Werke erscheinen; deren billiger Preis, so wie die Vorzüglichkeit des Inhalts bemerkenswerth sind. Vor allem verdient die auf Kosten dieser Anstalt seit dem Jahre 1825 erscheinende Zeitschrift in serbischer Sprache berührt zu werden. Hievon sind bereits 49 Hefte in 8. erschienen; deren 4 einen Jahrgang bilden. Die Redaction besorgt S. Pavlović, ein als Schriftsteller und Advocat in Pesth gleich geachteter Mann von vielen Kenntnissen. Diese außer der politischen Zeitung in Kragujevac einzige periodisch erscheinende Schrift, bietet eine mit vieler Sachkenntniß aufgefaßte Übersicht des literarischen Strebens der Serbier, und eine kritische Würdigung nicht nur der vaterländischen, sondern auch der andern slawischen literarischen Erscheinungen. Die belletristischen Aufsätze sind zahlreicher als die wissenschaftlichen, und größtentheils gediegen. Der vierte Band der auf Kosten des Herausgebers Karadžić gedruckten serbischen Volkslieder, ist eine schätzbare Bereicherung der serbischen Literatur. Die Verdienste des Herausgebers um die Nationalpoesie sind zu sehr bekannt und gewürdigt worden, als daß man den nächstens zu erscheinenden „serbischen Sprichwörtern“ nicht mit großen Erwartungen entgegen sehen sollte. Die serbischen Sprichwörter dürften wahrscheinlich in Montenegro, wo sich gegenwärtig der Herausgeber befindet, herauskommen; allwo seit kurzer Zeit eine vom Bischofe Petar Petrović in Petersburg gekaufte Buchdruckerer errichtet ist, die erste und einzige, so in Montenegro existirt. Als das merkwürdigste unter allen serbischen Erscheinungen dürfte das vom genannten 21jährigen Bischofe (vladika) von Montenegro, Petar Petrović, verfaßte poeti-

sche Werk: Pustinjak Celinski, genannt werden. Dasselbe ist das erste Buch, so jemals in Montenegro gedruckt wurde, und ist schon aus dieser Rücksicht merkwürdig. Aber auch als Gedicht ist es höchst interessant und von hohem poetischen Werth. Die Ausstattung ist so wie überhaupt alle in Montenegro, Belgrad und Kragujevac gedruckten Schriften äußerst elegant, und würde manchem deutschen Verleger oder vielmehr der Buchdruckerer große Ehre machen, indem dieselben mit den nettesten französischen Ausgaben den Vergleich nicht scheuen dürfen.

Mehrere auf Kosten der Matice serbska gedruckten Werke, als: „Die Türken in Bosnien, oder Milosch's Tod,“ ein Trauerspiel in 5 Acten von Const. Popović, dann der Roman in 2 Theilen: „Rache und Schicksal oder Dragomir,“ von G. Michailović; Moralsche Fabeln in Versen, von Isidor Stojanović, u. s. f. zeichnen sich als Originale durch eine vorzügliche Reinheit der Sprache und gut ausgebildeten Styl besonders aus und lassen auf noch Vorzüglicheres hoffen.

Die von dem sehr patriotischen M y l o v a k in Pest veranstaltete Herausgabe serbischer Volkslieder der Montenegroiner und Herzegowiner lassen immer noch das zweite Heft erwarten, und dürften nach zwey Jahren vielleicht gar nicht fortgesetzt werden. Dieselben sind von dem vortheilhaft bekannten Herausgeber der Serbianska, einer Sammlung Lieder und Gedichte, von Simeon Milutinović, unter dem pseudonymen Namen Gjurkom Gjoiković gesammelt worden. Warum Milutinović den genannten ganz unbekanntem Namen, dem wahren beliebten vorgezogen hat, ist ebenso wie dessen in genannter Sammlung gebrauchte Orthographie ein Räthsel. Die Eigentümlichkeiten derselben sind nichts weniger als auf richtige Grundlagen der Analogie gestellt, und beleidigen durch die barbarischen Inconsequenzen alle anerkannten Systeme der Sprachforscher.

Das von T. Pavlović angekündigte Nationalblatt in serbischer Sprache wird binnen vier Wochen begonnen werden, und ist einer großen Theilnahme gewiß. Es erscheint nach Art der Pfennig-Magazine wöchentlich mit vielen ausgezeichnet schönen topographischen Abbildungen versehen, jedoch ohne dieselbe Tendenz der ersteren an Oberflächlichkeit nachzuahmen, vielmehr wird dasselbe eine für die Serben geeignete Richtung nehmen, und an Gediegenheit der Tendenz Interesse erregen.

Der Ref., welcher die Besorgung der topog. Abbildungen übernahm, hatte Gelegenheit, sich von der Tüchtigkeit jenes Unternehmens im vollen Maße zu überzeugen. Der thätige und vielseitig gebildete Redacteur ist seinen Landsleuten zu vortheilhaft bekannt, und wird wie kein anderer den Wünschen derselben zu entsprechen wissen. Die von Gay in Agram redigirte Zeitung in croatischer Sprache ist ein vielversprechendes Beginnen, und macht der tüchtigen Redaction viel Ehre. Diese Zeitung ist das einzige — was einer lobenden Erwähnung im vollen Maße verdient, indem in der That die Croaten in ihrer Literatur neuester Zeit wenig und Mittelmäßiges geleistet haben. Übersetzungen genügen nicht, und werden die Liebe zur vaterländischen Sprache und Literatur im Volke nicht erwecken; jedoch ist große Hoffnung vorhanden, daß auch dieses kräftige Volk seinen übrigen Sprachverwandten baldigst nachkommen wird. Vor allem andern fehlt es den Serbiern und Croaten an vollständigen Wörterbüchern, deren Mangel tief gefühlt wird. Die alten Wörterbücher sind theils nicht mehr zu haben, theils unvollständig und unbrauchbar. Auf Kosten der Matice serbska wird zwar binnen kurzer Zeit ein serbisch-deutsches und deutsch-serbisches Wörterbuch erscheinen, ob aber die Croaten ein ähnliches erscheinen lassen, ist noch ganz unbekannt.

Über die Literatur der Slovenen, Murko, den thätigen Murko, den wackeren Kaufmann Verlic und seine illyrische Grammatik, die krainerische Biene, welche in diesem Dialekte in Laibach erscheint, und viele andere Schriftsteller und Erscheinungen Slawiens, werden wir diesen Aufsatz ergänzend in einem zweyten Artikel dieser Zeitschrift nachzutragen suchen, so wie wir der russischen, polnischen und ruthenischen Literatur ausführlicher erwähnen werden.

W. G. Dunder.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Am 28. April, zum Vortheile der Regie des k. k. Hof-Schauspiels, zum ersten Male: „Clemence Isaure,“ dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Pannasch. Musik von A. Gynoweh.

Der Inhalt des Stückes ist in der Kürze folgender: Der Ritter Raoul von Toulouse, ein rang- und machtloser Vasall, aber berühmter Troubadour, liebt Clemence, die Schwester des mächtigen Grafen Isaure, welche den Ruhm der Schönheit mit dem der hohen Dichtergabe theilt, und Raouls zärtliche Neigung erwidert. Aber dieser Liebe treten Hindernisse aller Art entgegen; Clemence ist, einem ihrer sterbenden Mutter geleisteten Gelübde zufolge, dem Himmel verlobt, und ihr stolzer Bruder Ludovic, der das Verhältniß der Liebenden entdeckt, erinnert sie mit oberherrlicher Strenge an ihre Pflicht und ihre Bestimmung. Ein Kriegeszug, zu dem alle Ritter des Landes von dem bedrängten Könige aufgeboten werden, trennt für kurze Zeit die Liebenden. Nach glücklicher Beendigung des Kampfes kehrt alles nach Toulouse zurück, wo unterdessen die liederreiche Clemence zur Königin, zur Vorsizerin in dem Gerichtshofe der Liebe und der Poesie erwählt worden und nun zum ersten Male in ihrer neuen Würde auftreten soll. Unter den Troubadours, die zum Feste sich einfänden, erscheint auch Raoul, aber in tiefer, zwenfacher Trauer um den im Kampfe gebliebenen Vater, und um seine durch den Grafen Isaure, der ihn der Feigheit bezüchtigte, gekränkte Ehre. Beim öffentlichen Liederwettstreit trägt Raoul sein Mißgeschick und die ihm widerfahrne unverdiente Kränkung in einer Romane vor, und fordert den ehrenräuberischen Grafen zum Kampfe auf Leben und Tod. Der Kampf wird angenommen, allein noch ehe er beginnen kann, tritt der Normann Nollo, Raouls Vetter und Freund, dem Grafen entgegen, widerlegt Ludovics ungerechte Beschuldigung gegen Raoul durch die wahrhafte Erzählung von dem Hergange der Sache, und fordert zugleich für sich Genugthuung von dem Grafen für eine, von diesem ihm unlängst angethane Veleidigung. Ludovic, von zwey Gegnern zum Kampfe gefordert, und seinen voreiligen Irrthum in Betreff Raouls erkennend, setzt eine Schrift auf, in welcher er sich selbst der Übereilung anklagt und des unglücklichen Troubadours Ehre für makellos erklärt. Darauf geht er zum Kampfe, Clemence sieht diesem aus dem Fenster des Schlosses zu, und in der Meinung, Raoul kämpfe mit ihrem Bruder, eilt sie verzweifelt hinab in die Schranken, findet aber beyde Gegner, nemlich Nollo und Ludovic, bereits todt, und Raoul trauernd an der Leiche seines erschlagenen Freundes. An dem Sarge ihres Bruders erklärt Clemence ihren Entschluß in's Kloster zu gehen; Raoul, von dem Könige für seine Waffenthat im letzten Kriegeszuge, die jenem das Leben rettete, zum Grafen von Toulouse erhoben, geht im Kampfesgewühl seinen Tod zu suchen.

Das vorliegende Stück ist, dem Vernehmen nach, eine frühere Arbeit des Verfassers, und wahrscheinlich zu einer Zeit entstanden, wo ihm das praktische Bedürfniß und Wesen der Bühne noch nicht so klar aufgegangen war, als dies später, namentlich bey seinem in dieser Hinsicht tadellosen „Alboin“ der Fall zu seyn scheint. Aus dem genannten Grunde erklären wir uns die geringe, wenigstens nicht allgemeine Wirkung, welche das Stück bey seinem Erscheinen davon getragen hat. Um nun diese Ursachen näher zu bezeichnen, wissen wir keinen besseren Ausdruck, als wenn wir sie ein Mißverhältniß zwischen der Anlage des Stückes und dessen Ausführung nennen. Es kommt uns nemlich vor, als wäre das Ganze während und unter der Arbeit ein ganz anderes geworden, als der Verfasser anfangs gewollt hatte. Die ursprüngliche Armuth des Stoffes an sich kommt hier wenig oder gar nicht in Betrachtung, denn die Masse äußerer Begebenheiten allein macht ja noch nicht die Handlung oder das Wesen eines Stückes; es ist die innere Handlung, das stufenweise sich Gestalten, Wachsen und Entwickeln des innern Seelenlebens zu einer äußerlich sichtbaren Wechselwirkung, welches wir vermiffen, und dessen Mangel unser Interesse, so glücklich es auch angeregt war, im Verlaufe der Handlung erkalten läßt. Wenn es, wie wir aus dem ersten Drittheil des Stückes zu entnehmen berechtigt sind, nicht auf die bloße Darstellung einer zufälligen Begebenheit, sondern wirklich auf die Veranschaulichung einer größeren, tiefer liegenden Idee abgesehen war, wie sie in jedem Drama sich erkennbar zeigen soll, so begreift man kaum, wie diese Idee, anfangs als schöne Aufgabe hingestellt, im Verlaufe des Stückes immer lockerer, immer gestaltloser wird, bis sie am Schlusse ganz verschwindet. Als Vertreter, als Repräsentanten dieser Idee haben wir uns zunächst an die beyden Hauptpersonen, die beyden Liebenden, Raoul und

Clemence zu halten, welche „diesen Kampf der Liebe und der Poesie gegen das Leben“ auszufechten haben. Daß sie in diesem Kampfe unterliegen, ist freylich die Aufgabe des Dramas, hier, wie überhaupt, die höchste, die schönste; aber gelöst könnten wir diese Aufgabe nur dann nennen, wenn sie den Kampf auch wirklich eingehen und durch ihr Unterliegen die Idee, für welche sie ihn unternehmen, retten und besiegeln. Aber gerade das geschieht weder von der einen noch von der andern Seite. Sollen wir an Raoul als einem Opfer unbezwinglicher Verhältnisse wahrhaft Theil nehmen, so könnte dies in irgend einer seiner dreifachen Eigenschaft, als Minnesänger, als Liebender, als Ritter geschehen; die beyden ersteren aber gehen nach den zwey ersten Acten schlechterdings verloren, sie kommen kaum wieder zur Sprache und er findet weder in der einen noch in der andern eine Gelegenheit, den innern, geistigen Kampf mit den ihm entgegengesetzten Verhältnissen zu bestehen; es bleibt ihm also nur noch die dritte übrig, seine Eigenschaft als Ritter, und selbst in dieser kommt er, vermöge Rollos Prioratsrechtes, wider alles Vermuthen nicht einmal zu dem äußern, materiellen Kampf, in dem er seine besetzte Ehre reinigen oder seinen Muth durch den Tod bewähren könnte. Das Interesse also, das wir an ihm nehmen sollen, wird schon mitten in der Handlung getheilt, zersplittert, ja zuletzt durch die unerwartete Wendung vernichtet und sein muthloses, beynabe weinerliches, mit der Ritterlichkeit der dargestellten Zeit nicht wohl verträgliches Verzagen vor dem Kampfe bey der Abschiedsscene im vierten Acte, kann die erstorbene Interesse eben so wenig beleben, als es die späteren Klagen des Überlebenden an der Leiche des Freundes vermögen. — Eine nicht viel größere Aufmerksamkeit an dramatischem Interesse finden wir, wenn wir die zweyte Hauptperson des Stückes, Clemence, ihrem Charakter und ihrem Einwirken auf das Ganze nach, näher beleuchten. Ihre Empfindung, ihr ganzes Wesen ist von zu allgemeiner, contemplativer, gleichsam lyrischer Natur, als daß sie sich zu einer individuellen, durch Leidenschaft geleiteten, also wahrhaft dramatischen Selbstständigkeit erheben könnte; drum gibt sie sich auch von Anfang bis zum Ende mehr reflectirend als fühlend, mehr leidend als thätig; sie unterwirft sich den Begebenheiten, ohne einen Ausweg oder ein Hinderniß zu suchen, und erfüllt am Ende in ohnmächtig verzweifelter Entsamung gerade das, wogegen sie, um uns als dramatischer Charakter zu interessiren, mit allen Kräften ihrer Seele, im Vertrauen auf die Allmacht einer begeisterten Liebe, hätte ankämpfen sollen. Wäre wirklich Raoul (wie sie in der Scene am Fenster glaubt, und wie wir alle, wenn wir uns nicht selbst täuschen wollen, es glauben mußten) der Widerpart ihres Bruders in den Schranken, und wäre er diesem Kampfe unterlegen, dann hätte es freylich keiner weiteren Überredung gebraucht, um ihren Entschluß, in's Kloster zu gehen, natürlich, ja notwendig zu finden; so aber erscheint er uns eben so ungenügend, eben so zerstörend für das Interesse des Ganzen, als der Schluß überhaupt und namentlich Raouls Verschwinden von dem wirklichen, wie von dem dramatischen Kampfsplatz des Stückes. Aus dieser Färb- und Thatlosigkeit der beyden Hauptpersonen entspringt nun auch jenes Stillstehen der Handlung im Allgemeinen, indem wir, vom Schlusse des ersten Actes bis zum fünften, das Verhältniß der beyden Liebenden zu einander oder zu ihren Umgebungen in nichts geändert, und die Entscheidung auch nicht um einen Schritt näher gebracht sehen, bis endlich die freylich unerwartete, aber keinesweges angenehme überraschende Katastrophe den Knoten zerhaut, den wir, nach den versprechenden Eingangsscenen, auf ächt dramatischem Wege gelöst zu sehen gehofft hatten. — So entscheiden wir nun gegen das Stück, als dramatisches Ganze, ausgesprochen haben, so bereitwillig erkennen wir dagegen die mancherley Schönheiten an, die es in Beziehung auf Einzelheiten unstreitig aufzuweisen hat. Selbst als Charakterzeichnung ist uns eine Figur aufgefallen, die von entschiedenem Talente zeugt, und die wir nicht anders als höchst gelungen nennen dürfen; wir meinen Raouls Freund und Vetter, den Normann Rollo. Der Raum, den der Dichter diesem Kerncharakter angewiesen hat, ist zwar allzu beschränkt, um viel mehr als Umriss zu gestalten; aber der kleine Raum ist trefflich benutzt und das Bild steht mit kräftigen, sichern, unverkennbaren Zügen da. Wir gestehen, daß wir diesen Rollo für eine äußerst glückliche, meisterliche Zeichnung halten. Auch in dem Grafen Ludovic finden sich viele schöne, wahrhaft gelungene Züge. In den einzelnen Scenen, namentlich im ersten und zweyten Acte, treten mehrere Stellen durch poetische Auffassung und Einkleidung höchst wirksam hervor, wie wir denn überhaupt in Beziehung auf dichterische Innerlichkeit, auf Wärme der Empfindung und Schmuck der Sprache dieser Arbeit des Hrn. Panna sch unsere achtungsvolle Anerkennung nicht versagen können.

Die Aufführung geschah, der äußern Ausstattung an Costüme und Scenerien nach

